



Feierabend



Das Dienstmädchen C. B.

Von Milton Harms.

Mädchenkammern sind nicht geheizt.

Wenn im Winter 20 Grad Frost über dem Dach haucht, wie ein graues, würgendes Gespenst, wenn eisiger Nordost darüber hinstreift, dann wickeln sich die Mädchen fester in die Decken und stemmen die kalten Füße gegen die heraufgeschmuggelte Wärmeflasche. Denn die Frau, die Gnädige, erlaubt es was nicht. Wärmeflaschen sind nicht für Dienstmädchen. Dienstmädchen sind zum Arbeiten da, Dienstmädchen sind nicht auch Mensch, wie die Gnädige zum Beispiel. Wieviele laufen auf den Straßen, wieviele Arbeitslose sind so billig. Dienstmädchen haben zu schweigen und zu arbeiten . . . arbeiten . . .

Mädchenkammern liegen unter dem Dach.

Im Frühjahr piepsen Spatzen hinein, die unterm First sitzen. Manchmal verflattern sie sich und taumeln durch die Kammer, fremd und ängstlich. Mädchenkammern sind meist häßlich.

Ueberm Bett ein lächelnder Harry Liedtke, Märchenraum der armselig Gefangenen, oder ein verblichenes Bild irgendeines früheren Freundes, der ihr ein wenig gehegte Liebe gab, im Treppenhaus oder sonstwo, und der sie bald vergaß . . .

Im Sommer sind Mädchenkammern heiß.

Tag für Tag lastet die Sonne auf dem Schieferdach, unerträgliche Hitze breitet sich aus, kriecht in alle Winkel, ins Bett, in den Spind, ins Badwasser: fast würgend das Mädchen, wenn es abends hinauf kommt, wirft es nieder, drückt es in einen dumpfen Schlaf hinein, aus dem es morgens aufwacht mit zermartertem, totem Hirn und müdem Leib.

Mädchenkammern sind manchmal eine Hölle . . .

Elisabeth Breit wird zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie ihre Dienstherrin, die gnädige Frau Liepmann, mit dem Beil niedergeschlagen hat. Sie wird aus dem Lazarett des Untersuchungsgefängnisses vorgeführt, in das man sie geschafft hatte, als sie nach der Tat durch einen Sprung aus der zweiten Etage mit gebrochenen Beinen auf dem Pflaster lag.

Frau Liepmann hat sich erholt, eine schmale Narbe vom linken Auge zum linken Ohr zeigt den verheilten Beilhieb. Weiter hat sie keinen Schaden genommen.

Mordversuch, fragt der Staatsanwalt! Körperverletzung! ruft der Verteidiger. Und die Angeklagte schweigt. Schweigt beharrlich, allen guten Juriden ihres Verteidigers, allen mahnenden Vorwürfen des Vorsitzenden nicht achtend, während der ganzen Verhandlung. Schweigt und schludert nur manchmal ein Seufzen hinunter, mit zitterndem Mund und stumpfem Gesicht. Nur die Augen leuchten hasserfüllt auf, als sie die Nebenlägerin Frau Liepmann sieht.

Der Staatsanwalt versucht eine Analyse des Dienstverhältnisses: spricht mit glatten, guten Worten über die Gnädige, ihre Sanftmut, ihr menschliches Benehmen. Mit Vorwurf von der Nachlässigkeit, Arbeitsmüßigkeit, den Lagen (hier lacht die Angeklagte kurz und schrill auf, was der Vorsitzende sofort rügt) und Eigenmächtigkeiten der Angeklagten. — Elisabeth Breit hat es zu gut gehabt! ruft er pathetisch aus, ihr ist die Güte ihrer Herrschaft schlecht geraten.

Er beantragt unter Berücksichtigung der sonstigen Unbescholtenheit der Angeklagten sechs Jahre Gefängnis.

Der Offizialverteidiger sucht zu ergründen, doch findet er für die Tat nur das Wort Affekt.

Als der Vorsitzende die Angeklagte fragt, ob sie noch etwas mitzuteilen habe und ihre Tat bereue, sagt sie leise: ich bedauere das nicht. Weiter sagt sie kein Wort.

Das Urteil hört sie schweigend an.

Wie könnte sie auch den ganzen Verlauf schildern. Ja, sie weiß, wann es begann. Damals im Frühjahr, als die Gnädige vorzeitig nach Hause kam und sie mit Artur in der Haustür stehend fand. Da begann's. Diese ewigen Fragen aus schiefen Augenwinkeln: lieben sie ihn auch? Passen sie auf, damit nichts passiert, mit 'nem Kind kann ich sie nicht gebrauchen! Jeden Tag etwas anderes. Und alles mit einem Lächeln gesagt, aber mit dem Unterton, verlegen zu wollen.

Dann das dauernde Herumpionieren

in der Küche. Waren keine Eier da, ging's gleich los: was die sind schon wieder alle, sie füttern wohl ihren Kerl hier mit durch. Was ist der denn eigentlich, hat wohl nichts, ist wohl arbeitslos. Ein anderes mal: Seit Sie Ihren Verkehr haben (sie jagte immer Verkehr mit einem kleinen Blinzeln), seit Sie Ihren Verkehr haben, brauchen wir viel mehr wie früher. Butter ist nie da, und die Wurst ist immer alle! Das gibt es bei mir nicht! —

So ein Reden macht mühsam und böse, auch müde. Was geht es die Frau an, wenn sie sich abends noch zehn hinunter schleicht, um noch ein Stündchen in die Anlagen oder eine dunkle Gasse zu gehen, nur um ein bißchen zu küssen und zu drücken.

An den wenigen Abenden, wo sie schon um acht frei ist, wenn die Gnädige im Theater ist und sie erst um elf wieder zu Hause zu sein braucht, kann sie in den Stadtpark fahren und können sie sich richtig lieben. Er war ja nicht der erste Mann, aber sie liebte ihn doch. Er war auch nichts besonderes, er war so wie andere auch, er wollte sich mit ihr vergnügen. Von Heiraten war nicht die Rede. Wie sollte man auch. Wovon und womit? Daran war überhaupt nicht zu denken.

Dies bißchen Liebe muß ein Mensch haben, dies bißchen Liebe darf nicht vergällt sein von hämischen Worten und Gesten. Diese ärmliche Liebe, die in Hausfluren und Anlagen leben muß. Ja, da ist wohl der Wunsch, einmal zusammen zu schlafen, aber das muß Sehnstucht bleiben, unerfüllbar. Das ist ja verboten.

Angst hat sie genug gehabt, von Monat zu Monat. Aber daran gewöhnt man sich leichter als ans Gekisse der Frau.

Dienstmädchen sind ja keine Menschen! Und dann kommt der Winter. Es wird zu kalt in den Anlagen, und die Liebe stirbt. Artur hat keine Lust, sich nasse Füße zu holen, was soll er mit ihr herumlaufen. So ist sie wieder allein.

Aber die Sticheleien der Frau dauern an. Zu dem Schmerz, verlassen zu sein, das höhnende Gesicht der historischen Gnädigen.

Und so geschieht es eben. Und als die Frau morgens wieder beginnt mit Vorwurf und Unzulänglichkeit, geschieht es. Sie schlägt

blind zu, und als die Frau blutend zusammenbricht, springt sie vor Angst aus dem Fenster. Ja, so ist es gewesen . . .

Aber wie kann man denn das alles erzählen? Dann kommen wieder diese verwirrenden Fragen, da wittert jedes Wort Anzüglichkeit. So was kann man einem Staatsanwalt nicht sagen . . .

Und nun vier lange Jahre. Da wird sie 32 sein, wenn das vorbei sein wird. Und wer wird ihr dann Arbeit geben, einer, die im Gefängnis war? Dann würde sie wohl auf die Straße gehen müssen, auf die Straße. Sie schrieb nicht auf bei diesem Gedanken. Sie hängt sich einfach in ihrer Zelle auf, ohne viel Aufhebens von sich zu machen.

In die Zeitungen kam nichts von diesem Todesfall. Angehörige hatte sie keine, niemand kümmerte sich um sie. In ihren Akt schrieb ein Gerichtsschreiber lakonisch: . . . wurde am 4. März 1928 in ihrer Zelle erhängt aufgefunden.

Kein Geistlicher murmelte an ihrem Sarge. Man begrub sie überhaupt nicht. Man warf sie auf einen Wagen und brachte sie in die Univeritätsklinik auf den Sezierstisch. An ihren Gliedern lernten Studenten ihren künftigen Beruf . . .

Wie das Petroleum gefunden wurde.

In der Geschichte der Entdeckungen, die unsere moderne Zeit heraufgeführt haben, wird der Name des Amerikaners Thomas Mandal immer eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Ihr hat wie kaum je einen Menschen eine Laune des Schicksals dazu bestimmt, eine Entdeckung zu machen, die bahnbrechend für ihre Zeit werden sollte. Im amerikanischen Buchhandel ist kürzlich eine Lebensbeschreibung dieses ungewöhnlichen Mannes erschienen, die eine Reihe von völlig unbekanntem Tatsachen über diesen vom Glück begünstigten Jäger und Trapper enthält.

Eines Nachts, im Winter des Jahres 1831 — so schreibt der amerikanische Biograph — befand sich Thomas Mandal mit einigen Begleitern in der Nähe von Kansas-City auf der Jagd. Mit allen Listten gingen die erfahrenen Trapper vor, um die Hirsche, die nach einer in der Nähe gelegenen Salzquelle kommen mußten, zu erlegen. Nach einigen Warten fand sich auch das ersehnte Bild an der betreffenden Stelle ein. Zehn Schüsse hallten durch die Winternacht, und vier Hirsche lagen tot am Boden. Die Trapper traten dann den Heimweg an, während Mandal noch zurückblieb, um auf eigene Faust die Jagd fortzusetzen.

Diesem eigentlich unbedeutenden Entschluß verdankt die Welt eine der wichtigsten Entdeckungen, die je gemacht wurden. Als Mandal auf dem Anstand lag, überfiel ihn eine solche Müdigkeit, daß er einschlief. Während des Schlafes hatte er, so versichern Zeitgenossen nach Mandals eigener Erzählung, einen seltsamen Traum: er erhob sein Gewehr und schoß. Die Kugel fuhr in die Erde, in der sie ein ziemlich tiefes Loch vernichtete. In seinem größten Erstaunen sah Thomas aus der Oeffnung eine schwarze, ölige Flüssigkeit hervorquellen, die sich schnell um ihn herum verbreitete.

Bei Tagesanbruch wachte Thomas auf. Die Sonne brach durch den Nebel, und Mandal froh ein Schauer über den Rücken. Er stand mitten in einer Pfütze und rief sich erstaunt die Augen.

Was hatte das zu bedeuten? War der Traum im Halbschlaf Wirklichkeit gewesen?

Seine Hülse umspülte eine Flüssigkeit, die einen scharfen Geruch ausströmte. Erstaunt blickte Thomas auf sein Gewehr: die leere Hülse der abgeschossenen Patrone steckte im Lauf!

Wenige Schritte vor ihm quoll die seltsame Flüssigkeit, von der er noch niemals vorher eine Spur bemerkt hatte, unaufhörlich aus dem Boden. Träumte er noch? Oder konnte er seinen Augen trauen? Kopfschüttelnd trat er den Heimweg an.

In Hause berichtete er seiner Familie von seinem seltsamen Abenteuer. Seine Frau wollte ihm jedoch nicht glauben und äußerte die Meinung, daß alles wohl nur ein Traum gewesen sei. Um jedoch den Beweis von der Richtigkeit seiner Behauptungen zu erbringen, forderte Thomas seinen Bruder John auf, ihn bis zu der fraglichen Stelle zu begleiten. Tatsächlich stellte sich dort heraus, daß die geheimnisvolle Flüssigkeit immer noch, und zwar in verstärktem Maße, aus dem Boden hervorströmte. Die beiden Brüder füllten ein wenig davon in einen Eimer, um den Fund zu Hause in Ruhe zu prüfen.

Die Kunde von dem seltsamen Ereignis verbreitete sich mit Windeseile von Hochhaus

zu Hochhaus. Thomas Mandal hatte bereits sein Zelt neben der Quelle aufgeschlagen, um dadurch anzuzeigen, daß er sie als ein Eigentum betrachte.

Als am Abend Mandals Frau ein Feuer anzündete, um das Essen zuzubereiten, trieb ein Windstoß die brennenden Reisler auseinander. Ein Funke fiel in den Eimer mit der seltsamen Flüssigkeit, und im Augenblick stand sie in Flammen. Auch auf dem Wege, auf dem Thomas mit dem Eimer gekommen war, verbreitete sich das Feuer, und im Nu schoß eine riesige Stichtflamme aus der Quelle zum Himmel empor. Dichte Rauchwolken, die einen beßenden Qualm verbreiteten, entwickelten sich, so daß die Luft kaum zu atmen war. Von tödlicher Furcht ergriffen, liefen die Frau und die Kinder davon und eilten in das Hochhaus.

Drei Tage und drei Nächte lang brannte der Boden wie eine einzige Fadel. Von allen Seiten strömten die Aufseher herbei, um das seltsame Phänomen zu bestaunen. Endlich verlor die Flamme an Gewalt, da die Quelle wohl erschöpft war, und Thomas wurde mit Hilfe seiner Gefährten Herr des Brandes, indem er ihn durch daraufgeworfene Erde erstickte. Einige Zeit war sich der biedere Trapper von Kansas-City noch im unklaren über die Bedeutung seines Fundes. Erst später hat er erfahren, daß er durch Zufall das Petroleum entdeckt hatte.

„Die Katrin wird Soldat.“

Ein Buch als Dokument der stillen Dulderinnen des Krieges.

Sie heißt Katharina Lent, ist in Vohringen geboren, eine angehende „junge Dame“ und wird am 27. Mai 1911, also drei Jahre vor Kriegsausbruch vierzehn Jahre alt. Ein reizvolles, begabtes Mädchen, eine sogenannte höhere Tochter. Dieses junge Mädchen ist die Heldin eines in seiner Schlichtheit und Darstellung ungewöhnlichen und tief ergreifenden Buches, von dem, wie der Verlag berichtet, 60.000 Exemplare in 10 Wochen abgesetzt wurden. („Die Katrin wird Soldat.“ Ein Kriegsroman aus Elsaß-Vohringen von Adrienne Thomas. Im Propyläen-Verlag, Berlin, Brotschür 4 Mk.) Von keiner Tendenz und Parteigefinnung ist dieses Buch diktiert, nur einfach aus tiefster menschlicher Gesinnung geschrieben, keine Fanfare dröhnt in ihm und doch wirkt es aufwühlender und erschütternder als so manche anderen Kriegsbücher.

Katrin führt ein Tagebuch, wie eben junge Mädchen. Was bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr vorgeht und was sie auf den Blättern des Tagebuches verzeichnet, das sind die kleinen Erlebnisse im Elternhaus und die unterschiedlichen Schwärmerieen eines hübschen, gefühlvollen Mädchens, wahrhaftig nichts Ungewöhnliches; aber schon diesen Teil liest man angeregt und mit Vergnügen, denn schon hier spricht ein warmfühlendes Herz, ein prächtiges Menschenkind zu uns. Dann aber bricht über Katrin, wie über viele Millionen andere das fürchterliche Verderben, der Krieg, herein. Von den Zusammenhängen hat sie ebensowenig eine Ahnung, wie all die anderen Millionen ihrer Mitgeschwestern; in dem ausgebrochenen Irresein steht ihr, der durchaus in bürgerlich-liberalen Vergriffen erzogenen höheren Tochter kein anderer Kompaß richtungweisend zur Verfügung, als ihr klarer Verstand und ihr menschlich fühlendes Herz. Unmittelbar nach der Ermordung des Thronfolgerpaars in Sarajewo hört sie rings um sich alle Menschen gläubig die Phrasen nachbeten, das Vaterland sei in Gefahr, da sei es Pflicht jedes Deutschen, es bis auf den letzten

Blutstropfen zu verteidigen — ob sie denn das nicht einsehe:

„Nein“, schreibt Katrin in ihr Tagebuch, „ich sehe es nicht ein — aber was nützt es, das zu sagen? Einer ist von der Tollwut befallen worden und hat die anderen alle angesteckt. Von den Franzosen, unseren Nachbarn, reden sie bestenfalls nur als vom „Erdfeind“ und „gottverfluchten Pack“. Plötzlich und über Nacht. Nein, ich verstehe das nicht.“

Katrins Geliebter sieht die rollenden Züge der Artillerie mit Augen voll Licht und Glanz:

„Wie klein bin ich dagegen — wie winzig — ich liebe kein Vaterland — mich kümmert kein Sieg und kein Ruhm — ich will nur nicht, daß man in diese sonnigsten Augen der Welt hineinschießt.“

In Mex, wo Katrin lebt, marschieren Tag und Nacht die Truppen, alle in toller Kriegsbegeisterung: „Wenn man diesen Tumult so vom Fenster aus sah, dachte man, es gehe in den Karneval.“ Und manche Leute, die „total irrünftig geworden sind“, hört sie sagen: „Viel Feind, viel Ehr!“ Auch sie glaubt an Deutschlands Sieg, aber . . .

„Was ist ein Sieg wert, der über Millionen Tote, Millionen Verstümmelte hinwegschreitet? Und die Heimkehrenden, die durch Ströme von Blut ihrer Kameraden gehen mußten, werden die von einem „Sieg“ überhaupt reden wollen? . . .

Wenn sie wenigstens nicht singen wollten! „Heil dir im Siegerkranz!“ Ave, imperator, morituri te salutant!“

Es kommen die ersten Schlachtenberichte; sie sprechen von „unerheblichen Verlusten“ und Katrin schreibt in ihr Tagebuch: „Unerheblich — so etwas darf keine Heeresleitung schreiben. Jeder Tote ist nicht unerheblich, sondern unwiderruflich tot.“ Und weiter:

„Unsere Zeitgenossen lassen sich so blind

von Haß und Blut entstellen, daß das niedrigste Tier über ihnen steht. Ueber ihnen? Ueber uns allen, die wir nicht lieber starben, statt so etwas mitzuerleben."

Ueber Mey kommen die ersten Flieger: "Der uralte Traum der Menschheit, wie die Vögel im blauen Aether zu fliegen, ist in Erfüllung gegangen. Und wozu nicht es der Mensch?"

Ich war allein zu Hause, jaß am Klavier und sang mich ganz leise in eine andere Welt ohne Krieg... Da —! Biff, piff, tad, tad, piff, tad, tad... Man sieht es deutlich in der Luft, wie diese kleinen Bestien ihr Feuer gegeneinander auspeien... Ich weiß, daß ich in diesem Moment die miserabelste Deutsche bin, aber ich muß laut vor mich hinfagen: "Lieber Gott, unsere dürfen, dürfen nicht getroffen werden, aber laß die Franzosen heil entkommen!"

Die Kriegsfurie rast und auch Kateins Liebster zieht ins Feld. Mey soll von der Zivilbevölkerung geräumt werden, die Bewohner der engen, dumpfen und unhygienischen Straßen müssen als erste auswandern. Katrin kommt zum erstenmal der Welt des Elends nahe:

"Daß es so viel Jammer und Elend gibt! Daß diese in muffigen Grobmutterpelerinen und altersgrünen Kleiderfetzen stehenden abgehärmten Frauen, die man als Frauen kaum mehr ansprechen kann, den Mut finden, weiterzuleben und jedes Jahr ein Kind in die Welt zu setzen, das ist das Unfassbarste daran... Alle Frauen weinten. Aber es war nicht wie menschliches Weinen. Es war wie hoffnungslose Schmerzenslaute geketzter Tiere, denen man nichts erklären, nichts zum Trost sagen kann. Man war ja diejenige aus den Armenvierteln ausgepöbelten Menschen so fremd und fern — man schämte sich nur entschieden, daß so etwas möglich ist — neben uns, mitten unter uns..."

Ich dachte, daß unser größter Feind nicht der Russe und nicht der Franzose sein könne, sondern die Rot. Warum kommt wohl niemand auf den Gedanken, einen Feldzug gegen die Armut zu rüsten? Mein Gott, wer möchte sich in einen Krieg einlassen, in dem nichts zu gewinnen ist, keine Hochöfen, keine stolzen Festungen, kein Geld und kein Land?"

Katrin wird Schwester beim Roten Kreuz und zwei Jahre erlebt sie hier — immer in Furcht und Sehnsucht um den Geliebten — das Grauen des Krieges, sieht diese verstümmelten, vernichteten Menschen, die aus dem Höllenrachen des Krieges ausgepöbelt werden. Die über Siege triumphierenden Zeitungen ekeln sie an und sie schreibt:

"Ja, es ist eigentlich ein ganz nettes Wort, die „christliche Nächstenliebe“. Man kann mit ihr sogar noch in die Kirche gehen und Dankgottesdienste abhalten für einen Sieg — das heißt dafür, daß wieder mal Tausende durch Bomben, Granaten und Pest zum Teufel gegangen sind."

Am Ende des zweiten Jahres fällt Kateins Geliebter. Klerensfuß. Er stirbt im Spital. Das schlägt sie nieder. Sie lebt weiter, doch gebrochenen Herzens und eines Nachts geht die große, stille Dulderin dahin, löst in blühendster Jugend aus. Kurz schreibt sie in ihr Tagebuch: "Das Leben ist so häßlich — und die Menschen so schmutzig —"

Keiner wird das Buch, dessen Erfolg ein wohlverdienter ist, ohne diese Ergreifendheit lesen. Es ist das Kriegsbuch der Frauen. Möge die Anklage gegen das Verbrechen und die Barbarei des Krieges überall gehört werden!

Weisheit der Rusla.

Ungarische Sprichwörter.

Wer dir nicht schadet, ist noch lange nicht dein Freund.

Ein Dohse bleibt ein Dohse, auch wenn er nach Wien gebracht wird.

Der Kluge bekämpft auch des Nachbarn Feuersbrunst.

Man soll von einem Fuchs nicht zwei Felle abziehen lassen.

Viele Ameisen fressen den Löwen auf.

Der Bauer liebt kurze Predigten und lange Knackwürste.

Selbst dem Teufel muß man zuweilen eine Kerze anzünden.

Wenn das Kind weint, ist es besser, als wenn die Eltern weinen.

Die Stotterer verstehen einander schnell.

Es ist dem Zigeuner nicht gut, die Wahrheit zu laut zu geigen.

Eine reiche Witwe ist ewig dreißig Jahre alt.

Gold wird im Feuer rein, doch Spreu verbrennt.

Mutter Jones.

Vor einigen Monaten feierten die Amerikaner den 100. Geburtstag der Mutter Jones. Am 1. Dezember 1930 verschied die Hundertjährige, die den Arbeitern in vielen Kämpfen Führerin und Anspornerin war.

Mary Jones entstammte einer irländischen Familie, in deren Adern Rebellenblut floß. Als junges Kind kam Mary nach Amerika. Im Jahre 1861 wurde sie die Frau einer organisierten Arbeiters. Drei Jahre später verlor sie ihren Gatten, der dem epidemisch aufsteigenden gelben Fieber erlag. Durch diesen Schicksalsschlag gestählt, widmete sich Mary Jones, die Mutter von vier Kindern war, ganz der helferischen sozialen Arbeit. Im Jahre 1871 brach der große Streik an der Baltimore—Ohio-Bahn aus. Da holte sich Mutter Jones als Führerin der streikenden, zum Großteil unmorganisierten Arbeiter ihre ersten Vorbeeren. Wo immer nachher Arbeiter im Kampfe standen, war diese mutige Frau zugegen. Frey Stummer würdigt in der gewerkschaftlichen Frauenzeitung Deutschlands das Leben dieser ganz eigenartigen Frau.

"Wenn die maßlos geschundenen, von Binkertons, Staatsmiliz, Gouverneuren, Richtern und Priestern lebensgefährlich bedrohten Proletarier nicht mehr ein noch aus wußten, wenn sie wochenlang vergeblich nach Hilfe ausgeschaut hatten, wenn sie, um nicht mit Weib und Kind in die endlose Prärie gejagt zu werden, zur Kapitulation bereit waren, erschien — Mutter Jones wie vom Himmel gesandt. Draußen an der Tür der ersten Hütte des Barackenlagers klopfte eine kleine altmodisch gekleidete Weibsperson. Den ängstlich durch die Ritze spähenden Bewohnern rief sie zu: "Kücht auf, Kinder, ich bins, Mutter Jones!" Die Tür flog auf, der Fremden ward schnell der Tisch gedeckt, ein Lager gleich bereitet. Die Kunde, Mutter Jones sei da, brachte die verzweifenden Männer schnell zusammen. Ehe sie sich versahen, hielt sie ihnen eine Rede — wurden sie zum Aufreden, zum Ansharren angefeuernt. Jetzt mußte alles wieder gut werden, denn sie war ja da, die Führerin von so vielen Kämpfen.

Die Bekanlanten waren von der Soldateska mit Maschinengewehren umlagert — Mutter Jones ging spornstreichs dorthin: wie hätte man auf ein schwächliches Weibchen schießen können! Es waren Ausständige eingesperrt worden — Mutter Jones eilte zum Gouver-

neur, damit er sie freilasse; wie hätte er die fastig stuchende Weibsperson sonst wieder los werden können? Oft und oft hatte man sie eingesperrt und die Gefängnistür nur angelehnt in der Hoffnung, daß sie schnelligst davonfluchen würde. Sie dachte nicht daran. So mußte man sie freilassen, weil kein Grund zu einer Anklage zu finden war. Zuweilen wurde sie über die Staatsgrenze geschoben — ein paar Stunden später war sie wieder da, was sie dem Gouverneur in einem blutig hohnvollen Brief mitteilte. Und wenn nichts mehr fruchten wollte, nahm Mutter Jones die Kinder der Ausständigen und führte sie durch die Straßen einer Hauptstadt oder vor das Haus des größten Ausbeuters der Gegend. Schließlich rückte sie dem Bundespräsidenten in Washington auf die Bude, um Unterstützung für „ihre Augen“ zu erbitten.

Seltames Unterfangen eines schneeweigen Mütterchens gewiß, aber es ist nur für den verständlich, der das seltsame Land Amerika und seine seltsamen, industriellen Zustände kennt."

Die Eigenart der Frau.

In dem der Frau gewidmeten Pavillon der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden wurden autoritative Urteile von Männern über die Wesensart der Frau wirkungsvoll einander gegenübergestellt. Einige seien hier wiedergegeben:

Die Frauen sind durchaus klüger als die Männer. (Goethe.)

Nach alledem ist der weibliche Schwachsinn nicht nur vorhanden, sondern auch notwendig. (Roebius.)

Die Weiber sind streng konservativ und hassen das Neue. (Roebius.)

Auf dem weiblichen Geschlecht ruht der Geist der Revolution. (Hippel.)

Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein. (Kant.)

Die Frau ist von Natur zum Gehorjam bestimmt. (Schopenhauer.)

Wer hat recht?

Der Baum der Bäume.

Von Frank Crane.

Ich bin niemals dort gewesen, aber ich möchte hingehen: ins Land Mexiko, in die Stadt Taxaca, und dann zwei Meilen und eine halbe östlich in das Dorf Santa Maria del Tule, um dort, auf dem Friedhof, einen Baum zu sehen, den Ältesten auf Erden, von dem man weiß. Ich möchte unter seiner Krone sitzen, meinen Arm um seinen Stamm legen und fühlen, wie sein Schatten meine Seele mit dem Hauch der Jahre durchdringt. Nichts anderes auf Erden vermöchte es so.

Wenn ich ein Heide wäre, möchte ich nicht nur die Sonne verehren, sondern auch den Baum. Der Baum scheint mir von allem, was wächst, dem Menschen am nächsten.

Am Anfang des Menschenseins stand, nach dem Worte der Schrift, der Baum der Erkenntnis im Garten Eden. Am Ende wird der Baum des Lebens im Himmel stehen.

Der Baum ist des Menschen Schatzkammer, die ihn mit Obdach, Nahrung, Baumaterial, Möbeln und Waffen versieht. Er ist des Menschen ältester Freund

Viktor Hugo weist darauf hin, wie der Strom mit seinen Nebenflüssen nach dem Bilde des verästelten und verzweigten Baumes geschaffen scheint. Sieh auf deine Landkarte:

dort siehst du die baumhaften Linien des Amazonas und des Mississippi.

Der Baum von Santa Maria del Tule ist fünfzig Jahrhunderte alt. Er war also schon alt, als Adam, Eva und der Teufel die paradisiische Dreieckstragödie spielten. Er hörte von den Winden die Geschichte vom Aufstieg und Untergang Babylons und Ninives, hörte von der verschollenen Zivilisation Pultans. Urvweltliche Ungeheuer lungerten in seinem Schatten, Affenwesen fochten neben ihm. Sein Gedächtnis reicht bis in die Zeit, da der Mensch die Erde noch nicht betreten hatte.

Lange, schweigende Zeitalter lebte er, ehe die Wikinger die Neue Welt sahen, Columbus ihre Inseln sichtete oder Cortez ihre Bewohner hinschlachtete. Er war schon alt, als Europa noch eine Wildnis und England eine wüste Insel war.

Er ist älter als irgendein Monument, das Menschenhand errichtete. Neben ihm sind die Pyramiden jung, die Tempel von Karnak und Luxor und selbst die Ziegelskulpturen von Siva Nimrod.

John Muir war es, der erklärt hat, daß die Mammutbäume Kaliforniens viertausend Jahre alt seien. Also sind auch sie noch Kinder, verglichen mit der venerablen Zypresse von Santa Maria del Tule.

Das Leben, so vergänglich und flüchtig, hat hier sein seltsamstes Heim, einen Organismus, der älter ist als die geistliche Menschheit.

Insekten, die nur einen Tag leben dürfen, umzuwirren den Baum, Menschen, die achtzig Jahre leben dürfen, umschreiten ihn. Dem Baum gelten beide gleich.

Eines Tages werde ich nach Santa Maria del Tule gehen und eine Weile unter den Ästen dieses Baumes verbleiben. Vielleicht kann ich aus dem Senzen seiner Blätter das Flüstern der Ewigkeit vernehmen. Ich werde sein: Rinde berühren und es wird sein, als ob ich die raue Hand eines der Demirgen ergriffen hätte, die dereinst halfen, die Welt zu bauen. Mein Herz wird sich von Jahrhunderten nähren. Die Zeit und alle Kleinlichkeiten meines Lebens werden von mir fallen wie ein Gewand, und ich werde den Schauer des Wortes fühlen: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit“.

Deshalb möchte ich einmal nach Mexiko gehen, nach Oaxaca und von dort zwei Meilen und eine halbe östlich nach Santa Maria del Tule, auf den Friedhof, zum Baum der Bäume.

Das wird Sie sicher interessieren!

Die berühmtesten Kettenbriefe haben ihren eigentlichen Ursprung in Afrika, wo die Mediziner sie auf arabisch abfassen, um den Inhaber des Kettenbriefes vor der schwarzen Magie zu bewahren. Unter dem Brief befinden sich arabische Schriftzeichen, die so eingerichtet sind, daß sie abgerissen und Freunden gegeben werden können, die dadurch zeitweise vor Dämonen, Söhnen, Riesentagen, Kobolden mit einem Auge und dergleichen geschützt werden; wollten diese Freunde aber vor allen täglichen Nebeln bewahrt sein, so mußten sie selber von dem Mediziner einen vollständigen Zaubrierbrief kaufen. Diese Briefe werden von Tausenden von Schwarzen in ganz Afrika in kleinen silbernen Kästchen an einer Schnur um den Hals getragen und werden als „Große Magie“ betrachtet.

Wenn im 15. Jahrhundert in Paris ein Händler Wasser in die Milch schüttete, wurde ihm ein Trichter in den Mund gesteckt und von seiner eigenen verdünnerten Milch so viel hinein-

gegossen, wie man nur konnte, bis der Arzt eine Fortsetzung für lebensgefährlich erklärte.

Käse ist eins der konzentriertesten Nahrungsmittel. Ein zehn Kilo schwerer Käse enthält mehr stickstoffhaltige Nährstoffe als ein Schaf, das 30 bis 35 Kilo wiegt.

Die Bezeichnung Karat hat ihren Ursprung in dem arabischen Worte „Karat“, das eigentlich der Name für den Samen des Brotsrüchbaums ist. Die arabischen Juwelienhändler wendeten nämlich früher diesen Samen beim Wiegen an.

Ein ganz seltsamer Halbaffe lebt auf Madagaskar, wo man ihn vor 150 Jahren zum erstenmal gesehen hat. Vor dieser Zeit ahnte niemand etwas von der Existenz des Tieres, des sogenannten Fingerraffen, dessen Maul einem Papageienschnabel ähnelt. Das Tier ist dadurch merkwürdig, daß es sich nur in völliger Dunkelheit wohlfühlt. Bei dem geringsten Lichtschein ergreift es entsetzt die Flucht.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat sich die Bevölkerungszahl Europas verdoppelt. Würde die Bevölkerungszunahme im gleichen Maße weitergehen, so würden in hundert Jahren statt der heutigen 625 Millionen in Europa 1250 Millionen Menschen leben. Im Vergleich ist hinzuzufügen, daß man die heutige Gesamtbevölkerung der Erde auf etwa 1950 Millionen schätzt. 26 Prozent davon leben in dem verhältnismäßig kleinen Europa, während Amerika, dessen Erdoberfläche fünfmal so groß ist, nur 147 Millionen Bewohner hat. Man hat berechnet, daß in Amerika noch für 300 Millionen Menschen Platz wäre, während Europa kaum noch 75 Millionen Menschen aufnehmen kann.

— Heiteres. —

Die Erklärung. „Wie konnte sich nur Ihr Mann die Arme so verrenten?“ — „Ja, Herr Doktor, er ist doch Mitglied des Anglervereins, und gestern wollte er zeigen, wie lang der Hecht war, den er am letzten Sonntag gefangen hat.“

Die beiden Starhemberg. In Wien geht jetzt ein Witzwort herum, das nicht so übel ist: Welche Ähnlichkeit hat der Hahnenschwanz-Starhemberg mit seinem Vorfahren aus der Zeit der Türkenkriege. Beide haben Wien entsetzt.

Vollkommene Ehe. Reissioniers haben eine vorbildliche Ehe geführt. Das heißt: ganz Paris wußte um die zahllosen Abenteuer der Madame Reissionier, und Monsieur wußte auch davon; aber er sagte kein Wort, er duldete still und ließ seine Gattin ihren Neigungen nachgehen. Und nun ist er tot. Und Madame beweint ihn aus Kräften. (Vielleicht ist ihre Trauer sogar aufrichtig. Wer will das entscheiden.) Schluchzend erzählt sie den Trauerbesuchern: „Ich war bis zuletzt bei ihm. Ich habe ihm die Augen zugeedrückt. . .“ — Worauf einer der Kondolenten, der Schriftsteller Dentu, seinem Nachbar zuläufert: „War gar nicht nötig. Der arme Reissionier hat sie sein ganzes Leben lang zugeedrückt. . .“

Standesamt. Ein Berliner war im Sommer zur Kur in einem kleinen Schwarzwald-dorf. Eines Abends unterhielt er sich mit dem Bauern im Hofe, es dämmerte schon. Da trieb die Magd noch eine Kuh aus dem Stall, um sie zum Stier zu führen. Der Kurgast, der das bemerkte, wunderte sich und fragte arglos die eben vorbeigehende Magd, wo sie denn so spät noch mit der Kuh hin wolle. Berlegen sieht die Magd den Gast an und wird rot bis hinter die Ohren. Auf einmal ruft sie: „Zum Standesamt!“

Die Sintflut. Der Eisenbahndamm war nach tagelangen Wollenbrüchen überdünnet, und der Reisende mußte die Fahrt bei einem kleinen Dorf unterbrechen. Er stapfte durch den Regen, kam zu einem kleinen Haus und sagte zu der Frau, die eben aus der Türe trat: „Schreckliches Wetter! Gerade wie bei der Sintflut!“ — „Wie — was?“ — „Wie bei der Sintflut. Haben Sie noch nichts von der Sintflut gehört — Noah und die Arche und der Berg Ararat?“ — „Nein. Wir haben seit drei Tagen keine Zeitung bekommen.“

Logisch. „Welches war die erste Tat, die Kaiser Karl vollführte, als er den Thron bestiegen hatte?“ — „Er setzte sich drauf!“

Der kluge Mann baut vor. „Sie sind aber nach dem Krieg sehr dick geworden.“ — „Gott, eines Tages ist wieder Krieg und da hab ich was zuzulegen.“

Wie is probiert hab, hat mi ihr Mann beinah daschlagn. „Dös is do unglauvli“, sagt da Richter zum Zipsinger, „für drei ledige Kinder zahln S' iast schon Alimente. Dös kann do nüt so weiter gehn. Da nahmat i ma oo amal a Frau.“ — „Ja, wa eh recht, Herr Richter“, sagt da Zipsinger, „auf dös hatt i eh a schon denkt, aber wie i 's amal probiert hab hat mi ihr Mann beinah daschlagn.“

Aufklärung. Fremder: „Warum schneiden Sie den Herrn, der sich Ihnen so gefälliglich zu nähern sucht?“ — Einheimischer: „Er ist ein gefährlicher Fallschpieler.“ — Fremder: „Wird denn hier so viel Hazard gespielt?“ — Einheimischer: „Das nicht, aber Klavier.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Dettlich Nr. 6 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 30.
Von Gen. Otto Hoyer, Saaz.
Schwarz: Kd7; Dh3; Tf7; La4, Bg7. h7. (6)



Weiß: Ka3; Dh3; Tc7; Bd8, d4. (5)
Matt in 2 Zügen!
Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 27: Tg7-d7!
Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Lubwig und Nobel Franz, Kvitkau; Kreiner Wilhelm, Teplitz; Hoyer Otto, Saaz; Fiedler Emil, Lobositz; Lehner Josef, P.-Nieder-Ramnitz; Görg Alfred, Domina; Träger Karl, Gitschwald; Doll Wenzel, Krumbitz b. Haida; Stehler Adolf, Tarnitz; Gottfried Hans, Wüdiel Hans und Kammerer Franz, Hofsieden b. Staab; Hälbig Johann und Prantigan Anton, Berggrün; Baum Franz, Oberlentendorf; Stueber Emil, Teilschen; Qual Adolf, Witterschan; Demel Rudolf, Schirndorf; Thiel Josef, Obergeorgental; Reichenbach Ernst, Modlan; Tille Josef, Verdorf; Schubert Josef, Bockau; Sobert Anton, Reizenshain; Dyma Josef, Hoftomitz; Schlotter Heinrich und Antler Rudolf, Graupen; Vogel Josef, Sobochleben und Ulrich Gustav, Kottowitz (siehe Lösungszug). Nachtrag zu Nr. 26: Reichenbach Ernst, Modlan.